Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 26

Artikel: Der wunderliche Berg Höchst [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644075

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 26 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 29. Juni 1935

Zwei Gedichte von Irmela Linberg.

Sommer.

Sieh, rings das weite All
Ist voller Wunder!
Ein weisser Blütenball
Glänzt der Hollunder.

Es duftet der Jasmin
Aus dichten Büschen!
Rosen umranken ihn
Gleich Purpurrüschen.

Die alten Linden stehn
Honigbeladen.
Jungfrohe Menschen gehn
Auf stillen Pfaden.

Herzen.

Viele blassrote Herzen
Stehen im Gartenbeet,
Bluten, zittern und schmerzen,
Bis sie der Wind verweht.

Hörst du ihr rastloses Klopfen?
Spürst du ihr Einsamsein?
Siehst du sie langsam vertropfen
Nachts — im Sternenschein?

Steck nicht die roten Blüten
An dein Mädchenkleid —
Möge dich Gott behüten
Vor solchen Blühens Leid!

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by L. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig. 4

Hannes Fryner scherzt mit seiner Gotte und macht Sprüche. Er hat sich nun wieder in eine hübsche Aufgelegtheit hineingeschwatzt. Seine kleine Abirrung liegt bereits weit dahinten, wie er sich einredet. Die Bekehrung fiel ihm um so leichter, als sich das hübsche Schenkkind nach dem Verlauben der meisten Kirchgänger nach der Küche verzog.

Oh, es soll nachher niemand sagen, daß bei dieser Taufe der Humor gefehlt habe! Auch an die Feuersteine hat der Götti ohne vorherige Mahnung gedacht. Es liegen deren ein ganzes Häufchen in ihren roten und blauen Papierhüllen vor der Gotte auf dem Tisch. Sie macht von den winzigen Wunschpaketlein eins ums andere auf, ohne vorläufig auch nur ein einziges der braunen Zuckerstücke in den Mund zu stecken; sie fahndet ausschließlich und mit angespannter Neugier nach den schmalen Verszettelchen. Wenn ihr ein Spruch besonders sinnreich und zutreffend erscheint, so wird er dem Götti ans Trinkglas geklebt; sie hat zu diesem Zweck ein paar Tropfen Wein auf die Tischplatte rinnen lassen. Hannes entziffert die Sprüchlein vorweg und lächelt oder lacht dazu pflichtschuldig, je nachdem sie ihm gelungen oder blöd und abgeschmackt vorkommen. Manchmal behagt es der Rose auch, ihm einen Vers halblaut vorzulesen; sie tut dann so geheimnisvoll mit Schalksblick und teils abwehrendem, teils süßverzeihendem Mundverziehen, daß er nicht raten muß, was sie ihm sagen will: „Gelt, so etwas kann doch nur einzig für uns zwei gemeint und gereimt sein ...“

Der Götti muß immer wieder zugeben, ja es könne so einem verdrehten Verslimacher durch Zufall doch auch einmal etwas Halbgescheites einfallen. Es sind besonders zwei Sprüche, die den innigen Beifall der Gotte finden. Der eine lautet:

Die Unschuld ist ein Ruhekissen,
Noch wenn in Treuen zwei drum wissen,

und der andere:

Wer wegem Geld zur Lätze goht,
Dä traumt vo Hung*) und chaflet Brot.

Das darf gesagt werden: die Ros ist eine sehr glückliche Braut. Sie trägt einen kleinen Stolz zur Schau, besonders vor ihrem Oheim, sie möchte zu ihm sagen: „Siehst du

*) Honig

nun? Jetzt hast du immer gemeint, mir gelinge nie etwas rechtes!" — Oh, wenn es nur schon heut der ganze Berg wissen würde, daß es soweit ist! Wie wird sie mit ihrem Hochzeiter Staat machen! Gewiß, den wird ihr noch manches Mädchen auf dem Berg mißgönnen! Sie vermag ihr Glück auf Augenblicke kaum zu fassen und zu verbergen. —

Aber nun geschieht etwas, das nicht hätte geschehen sollen. Bei Licht gesehen eine unerhörte Sache. Hans Fryner wirft dem soeben wieder in die Stube getretenen Strubeggkind Eva Mai einen Feuerstein zu von dem Häufchen auf dem Tische, das er seiner Gotte als unverletzliches Eigentum geschenkt. Und die Ev, die eben noch hinter ihrem Gläsertisch wie in einer kleinen Abwesenheit in die leere Luft hinausgestarrt hat, ist alsogleich wach und dabei. Sie fängt das kleine Angebinde geschickt auf. Schon ist das Zettelchen heraus; sie überfliegt es und wird rot.

„Was steht darauf?" fragt und befiehlt die Ros in wenig freundlichem Ton. Die andere errötet noch mehr, sie verbirgt das Papierstreifchen in der hohlen Hand. Da fährt die Gotte auf. Ihr schwarzes Kleid vergessend, steht sie schon hinter dem Schenktisch und müht sich in zähem Ringen, ihrer Nebenbuhlerin den Spruchzettel aus der Hand zu klauben. Nachdem ihr dies gelungen ist, und sie die zwei Verszeilen am Fenster flüchtig durchgangen hat, setzt sie sich, ohne ein Wort zu sagen, wieder an ihren Platz. Sie legt das Blättchen vor Hannes Fryner auf die Tischplatte hin und streicht es glatt. Da er keine Miene macht, auch nur hinzusehen, liest sie ihm den Spruch mit gedämpfter Stimme vor, so leise, daß ihn sonst niemand vernehmen kann:

Ich frei' um dich mit diesem Stein,
Ein langes Jahr, und du bist mein.

Er vermag seine Verlegenheit nicht zu verbergen. Das unbequeme Zettelchen mit den Fingern zu einem Knäuel zerknüllend spricht er wegwerfend: „Wer wird denn wegen derlei dummem Schleckzeug so eine Geschichte machen! — Das war überhaupt nicht schön von dir, das vorhin."

Die Ros weint leise vor sich hin. „Ich geh heim", trotzt sie und will wirklich aufstehen. Aber Urech Leu legt ihr über den Tisch hinweg die Hand auf die Schulter und drückt sie ziemlich unsanft auf den Stuhl zurück. „Bist du verrückt? Eine Gotte läuft nicht von den Taufeleuten weg! Es ist gut, daß keine Ausschwätzer mehr da sind, du Babe du!"

Nun zwingt sie sich zu einem Lächeln, nein, sie lacht schon ganz unnatürlich laut heraus. „Oh, was glaubt ihr denn — es ist mir doch nicht ernst! Ich hab ihm nur zu merken geben wollen, daß man geschenkte Sachen nicht noch einmal verschenken darf, wenn's auch nur Feuersteine sind."

Und nun wendet sie sich mit ihrem treuherzigsten Augenaufschlag an den Hochzeiter. Die hohle Hand vor den Mund haltend, flüstert sie ihm ins Ohr hinein: „Gelt, du gibst mir dann auf dem Heimweg, wenn es niemand sieht, etwas, das noch viel süßer ist als ein Feuerstein!" Und sie spitzt unwillkürlich in schöner Bereitschaft die Lippen.

Er kann sich ja im stillen nicht verhehlen, daß das Unrecht auf seiner Seite liegt, was wohl auch des Wehrtanners Meinung ist, trotzdem er der Ros die Zurechtweisung zukommen ließ. So tut er denn auch recht hübsch zu ihr, und es ist ihm sogar ernst damit, seinen Fehler gutzumachen. Diesem dummen Gelüstlein wird wohl dadurch zu wehren sein, daß er künftig einfach immer nach der richtigen Seite sieht. Aus Rosens Augen, die ihm recht nahe sind, quillt die liebe Mühe, ihn ganz wieder in die wohlige Gebundenheit heimzunehmen. Es ist alles wieder gut.

An Evas Stelle ist jetzt die Wirtin hereingekommen. Sie steht am Taufetischchen und betrachtet, den Flor behutsam ein wenig zurücknehmend, das immer noch schlafende Kind mit Wohlgefallen.

„Ein schöner Bub. Wie heißt er?"

„Otto. Den Namen hab' ich nun seit bald zwanzig Jahren für ihn bereit gehabt", gibt der Wehrtanner zurück. Sein Gesicht strahlt.

„Ein schöner Bub", wiederholt die Frau andächtig. „Man kann es fast nicht verstehen, daß er gar so weit oben in der Rüüchi daheim sein soll."

„Da habt Ihr etwas Dummes gesagt, Frau!" fährt Urech Leu ziemlich grob heraus. „Dem Buben wird nichts abgehen. Man lebt auf dem Berg auch. Es gibt da eineweg etwas, sei es in der Luft oder im Boden, von dem ihr da unten keinen Begriff habt. Seid vielleicht zu gescheit dazu. Was uns der Herrgott an guten Dingen in einem Jahr schuldig bleibt, das bringen wir in einem einzigen Tag mit Faulenzen unter einem Ahornbaum ein."

„Man soll Geradgemeintes nicht für krumm nehmen", lenkt die Wirtin gelassen ein. „Und daß der Mensch auch an einer nur zur Hälfte geratenen Welt hangen kann, wenn er dort daheim ist, das kann ich von unserm Maitlein lernen, von der Ev. Seit es auf den Frühling geht, ist sie manchmal wie nicht ganz aufeinander. Sie kann eine Stunde lang neben der Arbeit vor sich hinweinen und sagt doch selber, sie wisse nicht warum; aber sie möchte halt doch das Elternhaus auf der Strubegg gern wieder einmal sehen, wenn es auch jetzt andern Leuten gehöre. Seitdem ich ihr nun erlaubt habe, heute zu ihren Verwandten auf den Berg zu gehen, ist eitel Singen und Pfeifen. Am End' muß die Strubegg doch ein Paradies sein, wenn ihr sie schon bloß Spaßes halber so getauft habt. — Seht, da springt sie ja schon über die Brücke. Wenn sie nur auch früh genug in den Halbwinter hinaufkommt!" Die Ros ist unwillkürlich aufgestanden und sieht der Davoneilenden mit scheelem Blicke nach. „Ja — lauf nur zu!" scheinen ihre Augen zu sagen. „Je schneller, je lieber! Ohne dich können wir's schon machen." —

*

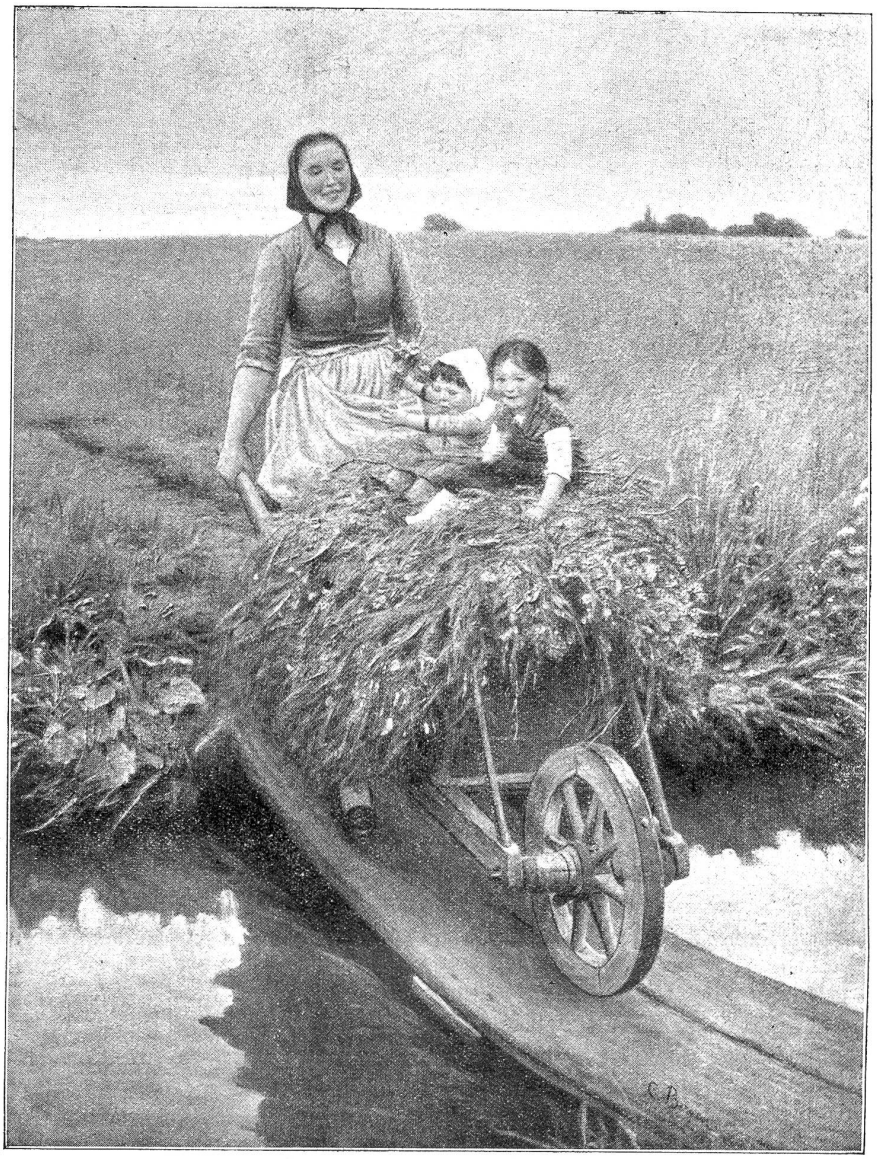
Die kleine Taufgesellschaft hat den Weg auch unter die Füße genommen; sie hat jetzt die drei Stillihöfe erreicht, hinter denen sich bereits der Berg meldet. Ohne viel Umstände, er ist einfach stillschweigend da.

„Sie können mir sagen, was sie wollen, es ist halt doch eine schöne Sache, da aus dem Kessel heraus, wo es ja schon nach Sommerwärme riecht, in unsern nagelneuen Frühling hinaufzusteigen", meint der Wehrtanner gut gelaunt. Die schmale Steilstraße gibt sich zwar keinerlei Mühe, Mensch und Tier mit Bequemlichkeit zu verwöhnen, sie hat nur einen Willen und eine Leidenschaft: empor! Bloß

beim ersten Bergweiler, beim Halbhanget, läßt sie sich eine Strecke weit zahm und gemächlich gehen, als dürfte sie diese Hangetbauern mit keiner Mühsal behelligen. Nach dem Volksmund hat der Weiler seinen Namen deshalb erhalten, weil hier die Halben daheim sind, die fortwährend mit sich selber im Streite leben, ob sie an den Berg oder ans Tal halten wollen. Die Straße hat die Halben nicht gern. Sowie sie sich wieder auf ihre Pflicht und auf ihr eigenstes Wesen besinnt, macht sie sich in scharfer Kehre um einen Felssturz herum, damit der Bergler keinen lüsternen Blick zurück auf die paar sanften Heuwiesen werfen kann; wie leicht könnte er Aug' und Herz an sie verlieren!

Götti und Gotte lösen sich gegenseitig in der kleinen und doch nicht ganz mühelosen Arbeit ab, den Täufling von seiner ersten Talfahrt wieder hinauf in die große Ruhe des Berges zu tragen. Urech Leu läßt es sich nicht nehmen, auch hin und wieder den getreuen Kindsvater zu spielen, denn die Hebammen-Gritte hat genug mit ihrem Schnauf zu tun.

Die Ros ist jetzt wieder etwas kleinlaut und zugeknöpft. Sie nährt einen Argwohn in ihrem Herzen. Warum hat es Hannes Fryner im Störchliwirtshaus mit dem Aufbrechen plötzlich so eilig gehabt? Und könnte man nicht nach einem besonders argen Stutz einmal auf einem Bänklein ausruhen und ein wenig nach dem Frauenberg hinübersehen? Warum späht der Götti bei jedem Straßenrank nach Weggängern bergwärts. Es wäre ihm wohl daran gelegen, diese Strubegghexe einzuholen? ....



E. von Bergen: Eine Landpartie.

Die heimliche Eifersucht flüstert ihr einen Rat ins Ohr, den sie unbedenklich befolgt: sie läßt, ein paar Schritte hinter den andern zurückbleibend, unbemerkt ihr weißes Taschentuch fallen, um dann den Verlust auf der Höhe des Gfirsthofes schwer bedauernd zu melden. „Beim Steigbrünneli hab' ich es ganz gewiß noch gehabt!" beteuert sie, scheinbar dem Weinen nahe. „Wärest du nicht so gut, Johann? Der rechte Schuh drückt mich so arg. Wir warten dir am Gupf oben. Die Gritte ist ja ganz rot; und wegen dieser Viertelstunde kommen wir immer noch früh genug zum Schmaus."

Hannes hat nicht auf ihre letzten Worte gewartet, er ist schon auf dem Weg. Es paßt ihm gut, dem Wehrtanner zeigen zu können, wie gern er der Ros gegenüber zu Dienst und Gefallen bereit sei. Urech Leu darf noch nicht ahnen, welche Unordnung das kleine Abirren seiner Augen in ihm angerichtet, ja daß die Ros ihre wohlfeile Macht über ihn fast ganz verloren hat ...

Das Tüchlein liegt nur wenige Schritte oberhalb des Steigbrunnens auf der Straße. Er hebt es auf und ist bereits im Begriff, sich wieder bergwärts zu wenden, als ein allerliebstes Bild seine Augen gefangen nimmt. Drüben an der sanft ansteigenden Lehne ist ein Mädchen in schöner Versponnenheit mit Blumenpflücken beschäftigt: Eva Mai. Sie hat ihn noch nicht beachtet, sie bückt sich weiterhin nach den zu Tausenden an der sonnenbeglückten Frühlingshalde stehenden Schlüsselblumen und summt oder trällert dabei irgendeine Weise, ganz leise nur, fast wie ein Bienchen manchmal auf einer Blütendolde singt.

Hannes Fryner muß wahrhaftig selber erschrecken über die unbändige Freude, die in seinem Herzen aufspringt. Für den Einwand seines Gewissens hat er schnell eine Ausrede bei der Hand: er darf sich doch mit ein paar Worten für die Ros bei ihr entschuldigen. Es kommt ihm vor, als trüge ihn der sammetweiche Rasen mit Federkraft die Halde hinan. Wie er Eva auf ein paar Schritte näherkommt, wendet sie sich nach ihm um, ein wenig überrascht, aber noch ganz im Bann ihrer kindlichen Blumenfreude. Er hat seine Ausrede bereits vergessen, und doch ist ihm wohl in seiner

kleinen Verlegenheit, denn ihre Augen weichen seinem Blicke nicht sogleich aus. Erst jetzt erkennt er so recht von Herzen, wie lieblich sie geworden ist. (Fortsetzung folgt.)

Zum Eidg. Sängerfest in Basel.

O Basel, trautes Basel, du Stadt am grünen Rhein,
die Schweizersänger kommen, heut bei dir Gast zu sein.
Sie kommen auf dem Strome in Nauen klein und groß.
Es folgt in langen Zügen der starke Heerestroß.

Laut schmettern die Fanfaren. Hell jauchzt der Alpensohn.
Die Meistersänger singen, es rauscht der Orgel Ton.
Es braust einher gewaltig, wie Sonntagsglockenschall,
ausklingend in ein Minnen von Lerch und Nachtigall.

Zum fernen Hochgebirge dringt hin der Sängerchor.
Die Felsenpforten springen, ein Weib tritt leis hervor.
Und wie aus einem Munde erschallt es fern und nah:
Gegrüßet seist du, Holde! Heil dir Helvetia!

Im Schnee- und Eispalaste, nun bald die hundert Jahr,
belauschte sie in Wonne die Schweizersängerschar.
Dem hohen Fest zur Weihe spricht sie in schlichtem Sinn.
So schön wie uns're Fraue spricht keine Königin:

„Ihr Söhne aus dem Süden, aus Ost, aus West und Nord,
vergönnt sei Eurer Mutter ein wohlgemeintes Wort.
Ihr habt es gut verstanden und gut genützt die Zeit,
entsproß dem Klang der Lieder ein Blatt der Ewigkeit.

„Wie Ihr so lieb gesungen, der Rheinstrom leiser rauscht.
Es haben Mond und Sterne andächtig still gelauscht.
Bald ward ein Lied ein Flüstern, das warm von Lippen schallt,
dann bald ein jäher Donner in seiner Urgewalt.

„Bald ward ein Lied ein Zunder, der facht die Seele an.
Wie oft hat schon ein Wunder ein schönes Lied getan?
Die Ihr mit süßen Tönen verwandelt Schmerz in Lust,
zu besserm Lob und Preise schmückt Flora Euch die Brust.

„Als rings die Welt in Flammen, im Feuer Meer und Land,
da warf der Krieg die Brüder an unsern Rettungsstrand.
Für ihren Durst und Hunger floß reichlich Milch und Wein.
Es muß auf dieser Erde doch noch ein Himmel sein.

„Droht je Gefahr von außen, Gefahr im eignen Haus,
die schleudert Ihr mit Liedern, mit Sang und Klang hinaus!"
Sie sprach's. Das Haupt noch einmal hebt sie empor so kühn,
vom Glorienschein umflossen, schied sie im Alpenglühn.

Ihr Lächeln galt beim Scheiden wohl einem Frauenlob,
der ihr im Heimatsange ein Band der Liebe wob.
Der ihr enthüllt die Treue, des Volkes wahren Sinn.
So reich wie uns're Fraue schied keine Königin.

Es schlummern all die Sänger, die Stadt in sanfter Ruh.
Des Rheines Wellen treiben fernab dem Meere zu.
Es schweigt das Hochgebirge, es schweigen Wald und Flur,
nur Gottes Hauch umsäuselt gelinde die Natur.

Die Sterne aber winden dem goldnen Siegeskranz,
und deutlich steht zu lesen in ihrem hehren Glanz:
Heil dir, geliebtes Basel, du treue, feste Hand!
Heil dir, o Schweizersänger! Heil dir, o Vaterland! Fl.

Das Trachtenfest am Gurnigel.

Am 23. Juni hielt die Schweizerische Trachtenvereinigung auf dem Gurnigel ihre Delegiertenversammlung und Führertagung ab. Das heißt, am Sonntag war eigentlich nur das farbenreiche Trachtenfest, die sachlichen Erörterungen begannen schon am Samstag und endeten am Montag. Die Trachtenleute versammelten sich zu dieser Tagung in Bern und fuhren von hier aus mit eidgenössischen Postwagen durch das sommergrüne Bernerland auf den Gurnigel. Kaum

Vom Gurnigel-Trachtefescht. Zwöi liebi Meitschi i dr neue Bärner Wärchtigtracht, i fröhlichem Gspräch.

waren dort die Quartiere bezogen, eröffnete auch schon der schweizerische Trachtenobmann, Dr. Laur aus Zürich, die Delegiertenversammlung und Herr Hartmann (Interlaken) hieß namens der Berner Sektion die Gäste willkommen. Im Tätigkeitsbericht erklärte Dr. Laur, daß der Verein, der heute über 6000 Mitglieder zählt, außer der Förderung des Trachtenwesens auch noch andere Aufgaben habe. Zur äußeren Erscheinung gehöre auch noch das geistige Tun. Deshalb wurde auch die Pflege des Volksliedes eingeführt, als dessen Förderer sich Alfred Stern in Zürich große Verdienste erwarb. Die Berner wollen auch ein Trachtenmuseum anlegen, dessen Patenschaft der schweizerische Trachtenverein übernehmen sollte. Am Abend hielt Dr. Laur einen Vortrag über Heimatkultur, in dem er darlegte, daß der Städter die Tracht als Sinnbild der Liebe zu Volk und Heimat trage, für den Bauernstand aber sollte die Tracht wieder zum Standeskleid werden. Am Sonntag früh belehrte der Obmann seine Zuhörer über „Sein und Schein in der Tracht". Dies war ein Kapitel, das hauptsächlich der Frau gewidmet war. „Etwas vorstellen wollen, mehr scheinen zu wollen als man ist", das ist ja eine Untugend, die man hauptsächlich der Frau zur Last legt. „Bei der Trachtenträgerin sollte keine Modegarderobe im Schrank zu finden sein. Sie soll ihre Sonntags- und Werktagstracht und eine Tracht zum Ausgehen haben. Die vielen Trachtenschöpfungen der Neuzeit bedingen eine Kontrolle der Trachten, die aber auch wieder nicht in eine Uniformierung ausarten darf.

Den Gruß der schweizerischen Heimatschutzvereinigung überbrachte dessen Obmann, Dr. Boerlin, und über die Bedeutung des Volkstanzes orientierte Fräulein Witzig aus Winterthur. Um wie viel lebendiger und fröhlicher der Volkstanz ist als unsere modernen Modetänze, das zeigten die durch Teilnehmerinnen vorgeführten Volkstänze: der Siebenschritt, der Lauterbacher, der Vögelischottisch usw. Der Sonntagnachmittag brachte die „Bergchilbi", an der sich das bunte Trachtenvolk im lustigen Reigen auf der improvisierten Tanzbühne drehte. Welche Tracht die schönste sei, ob die feuerflammende der Bündnerin, die der Weinländerin mit dem plissierten Röckchen und dem schönen Mie-